

# Nachdenkliches für uns Schweizer

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749997>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwer wird der Mund der Liebe, will er essen  
Und trinken sich zur Lust. Kraft, mit Erbeben  
Wohl einen Turm zum höchsten Gott zu heben,  
Verrieselt dir in Küssen unterdessen.

Allein erweckt dir Liebe das Verlangen,  
Und lässt du dennoch dich von ihm nicht beugen,  
Entzündet edle Röte deine Wangen:

Im Steine darfst du Menschen überzeugen.  
Du wirst erfreut im Geisterreich empfangen,  
Baust du dem steilen Willen einen Zeugen.



## NACHDENKLICHES FÜR UNS SCHWEIZER

### DER KLEINSTAAT

Vor zehn Jahren haben wir uns unserer kleinen Vaterländer fast geschämt. Nun hat uns der Weltkrieg doch etwas klüger gemacht. Vorher glaubten wir es unsern Nachbarn noch aufs Wort, wenn sie uns Kleinstädtler, Spießbürger und Kartoffelklaubler nannten. Wir schlugen uns an die Brust und sprachen: Verzeiht uns, dass wir so beschränkt sind in unsern Grenzpfählen, dass wir nur kleinlich denken können und nicht großzügig wie ihr. Und noch anno 1914 baten wir: Verzeiht uns, dass wir an eurem großzügigen Unternehmen des Weltkrieges wegen unserer neutralen Borniertheit uns bloß mit Gehirn- und Geld- und nicht auch mit einer Bluteinlage beteiligen können.

Seither haben wir verlernt, an die Brust zu schlagen. Denn die Großzügigkeit der Großmächte hat sich zu oft als Kleinlichkeit erwiesen. Sie reicht immer nur bis an die Landesmarken. Warum auch nicht? Alle diese Staaten sind ja so groß, dass die Masse Volk nicht einmal die Grenzen erblickt, geschweige denn darüber hinaussieht. Soweit der gewöhnliche Deutsche sieht, ist alles deutsch, soweit der Franzose sieht, ist alles französisch und alles gut, was soll denn noch außerhalb etwas existieren? Das Vaterland ist so weit; seine eigene Geschichte

ist so lang, dass sie alle Schulstunden ausfüllt; sein Boden gibt Brot, Wein, Fleisch und Milch, alles her; seine Bergwerke fördern Eisen und Kohlen, seine Fabriken verfertigen alles, was man zu brauchen sich gewöhnt ist. Ein so großes Vaterland ist sich selbst genug und deshalb kann jeder Bewohner sich als Auserwählten Gottes, des Gehirns und der Kunst glauben.

Und die Mitbewohner, die etwas höher stehen und über die Grenzpfähle hinaussehen, scheinen leider überall in der Minderheit zu sein. Oder viele sind dieser nationalen Suggestion schon zum voraus erlegen. Oder sie verdienen sogar Geld mit diesem nationalen Dünkel.

Und so ist also nichts im Wege, dass ein so großes Reich aus seiner Größe gewisse gewaltsame Folgerungen zieht. Denn wenn man ein so auserlesenes Volk ist, so hat man die moralische Pflicht, erstens seine eigene Auserwähltheit zu schützen und zu sichern, und zweitens als ein Messiasvolk auch seine Nachbarn zu beglücken. Also Sicherungen und Eroberungen, was eigentlich beides dasselbe ist: Imperialismus. Und zur Erreichung dieser Ziele haben findige Köpfe das heilige Prestige erfunden. Es ist der Patron aller Großstaaten. Man kann Städte überfallen, morden, rauben, im Blute waten: wenn das Prestige dies verlangt, dann ist die Sache vor jedem Recht gerechtfertigt. Und es verlangt solche Taten immer, wenn man gerade gerne möchte. Es ist der sichere Führer, der um alle Schiedsgerichte und Konferenzen und Bündnisse, die ja jetzt an allen Ecken den Staaten in den Weg stehen, mit Anstand herumführt. Nur in einem ist es strenge und versteht keinen Spaß: es hält darauf, dass seine Anbeter kein eigenes Unrecht eingestehen.

Da sind wir im Kleinstaat besser dran. Wir fühlen (manche leider nicht aus Tugend, sondern aus Zwang) keine Verpflichtung zum Imperialismus. Wir fühlen keine Mission. Wir haben sogar den Mut, kein Prestige zu besitzen. Ja, manchmal stecken wir nur zu geduldig ein Unrecht ein. Wir können es sogar verantworten, dass unsere Politik nach unserm Ermessen gerecht ist, soweit geht unsere Kleinlichkeit.

Den Verzicht auf Eroberung, sowohl politisch wie wirt-

schaftlich (auch die Erwerbung durch eine Abstimmung ist sehr oft nur eine bessere Form der Eroberung), müssen wir ja allerdings leisten, dafür haben wir aber auch die Möglichkeit einer reinlichern Politik. Und bis jetzt scheint immer noch der Kleinstaat die beste Existenzmöglichkeit für Demokratie zu sein. Denn je besser der Bürger seine kleine Republik übersehen kann, desto möglicher ist eine Volksherrschaft. Ein zentralistischer Großstaat aber kann wohl nur von den Eingeweihten: Parteimarschällen und Finanzbaronen, regiert werden.

Bei uns sind die Verhältnisse so klein, die Mittel so beschränkt, dass uns nichts anderes übrig bleibt, als entweder zu verspießern oder dann einen recht weiten Blick zu bekommen. Und es gibt leider viele, die das erstere getan haben und immer noch tun, aber daneben doch schon eine schöne Zahl, die sich mit diesem Schicksal nicht abfindet. Unsere engen Vaterländer sind unser Glück: es läßt sich so leicht darüber hinaussehen. Wir können gar nichts anderes, wenn wir nicht völlig in Kirchturmspolitik aufgehen, und das will ja keiner von uns. Unsere kurze Geschichte, unsere Kultur, die immer auch von fremden Zuschüssen genährt werden muss, ist ein Vorzug. Jeder Kleinstädter, der sich nur etwas rührt und Anteil nimmt, bekommt von selbst einen übernationalen Blick: er muss körperlich und geistig hinaus unter fremde Völker und Kulturen, und glücklicherweise spürt er dann nicht die Nackensteife eines großen Vaterlandes in seiner Wirbelsäule, bei der er vor jedem Verständnis einer fremden Eigenart und Leistung geschützt wäre.

Zwar ist die Hemmung der wirtschaftlichen Entwicklung im Kleinstaat und die Abhängigkeit vom Ausland unangenehm. Aber auch das zwingt uns, nur größere Gesichtspunkte zu fassen, und zwingt uns zur Anpassung. Und was ist schließlich die Zivilisation anderes als eine ständige Anpassung an Verhältnisse und Menschen? Wer dies nicht tut, verliert den Zusammenhang mit seinen Mitmenschen, verschnörkelt sich zu einem unverstandenen Sonderling, wirkt so als Fremdkörper auf seine Umgebung und wird von ihr deshalb bei der ersten Gelegenheit ausgestoßen, eliminiert. Und dass man im kleinen Vaterland nicht Milliardär werden kann oder Handelsdiktator

oder wissenschaftlicher Papst oder Generalfeldmarschall, dafür soll man täglich dem Himmel danken.

Aus dem ratlosen Jammer heraus, in dem Europa steckt, führt uns am ehesten doch noch die übernationale Gesinnung. Der Nationalstaat, diese Erfindung des 19. Jahrhunderts, mag ja damals entwicklungsgeschichtlich notwendig gewesen sein, an sich aber ist er ein Prinzip für Kannibalen. Ein Rückfall in die Kindheit der Naturvölker, ein trauriges Zeichen für europäische Ungeselligkeit und Eigensucht. Versailles hat uns ein böses Geschenk für die Zukunft mitgegeben, als es jenen neuen Vaterländern, die aus dem alten, in einem gewissen Sinne doch übernationalen Österreich herausgeschlagen wurden, suggerierte, sie seien Nationalstaaten. Die fetten, vollbusigen nationalen Götzinnen, die auf den „National“-denkmälern thronen, haben eine Molochsnatur, und das lateinische „ia“, auf das ihre Namen endigen, ist für ihr Gehirn bezeichnend.

Ein übernationales Denken heißt noch nicht Vaterlandslosigkeit. Man kann ein guter Stadt-Zürcher und dazu noch ein guter Kantons-Zürcher und dazu immer noch ein guter Eidgenosse sein. Warum nun nicht auch noch ein gutes Glied der noch höhern Organisation: des Völkerbundes, oder gerade ein guter Weltbürger. Vor 50 Jahren hat man den Katholiken immer vorgeworfen, sie könnten keine guten Staatsbürger sein, weil sie zugleich einer übervaterländischen Organisation angehören (eigentlich sind sie darum zu beneiden). Aber gerade in Frankreich und auch anderwärts sind die unverbesserlichsten, eifrigsten Katholiken leider auch die unverbesserlichsten, eifrigsten Chauvinisten.

Die Heimat, das Dorf, die Straße, das Haus, wo er des Daseins, der Liebe, des Leides, der Angst in vielleicht vergessenen Erlebnissen sich erstmals bewusst geworden, steckt edem Menschen in der Seele. Ihr Bild läßt sich durch fremde Sitten, Länder und Weltanschauungen höchstens etwas lasieren. Aber es wird nicht weggewischt, so wenig, wie eine Liebe und Ehe das Bild von Vater und Mutter auslöschen. An beidem hängen zu viele Affekte. Das Heimatgefühl ist die Grundlage für ein stetes Weltgefühl. Wer in der Jugend die Heimat liebt,

kann als Mann die Welt lieben. Die Liebe zu den großen, unübersehbaren Vaterländern aber riecht immer etwas nach Schulstube.

Das ist es, warum wir froh um unsere kleinen Verhältnisse sein sollen. Sie zwingen uns, die Heimatsfreudigkeit zu bewahren — sonst verlieren wir den Boden unter den Füßen — und die großen Weltverhältnisse ins Auge zu fassen — sonst verdorren wir. Darum ist der Kleinstaat ein guter Boden für eine europäische, großzügige Gesinnung ohne begehrliehen imperialistischen Einschlag und ohne Vaterlandslosigkeit. Und diese Gesinnung ist die Voraussetzung für jede ehrliche Völkervereinigung. In den Großstaaten aber sieht die große Masse, so weit sie blickt, nur das Nationale und deshalb sind diese altmodischen Großmächte das Hindernis für jeden Völkerbund. Das ist schon im gewöhnlichen Leben so. Starke Flegel haben es immer vorgezogen, ihre Feinde persönlich zu verprügeln, nur mit Hilfe der Schwachen konnte Gericht und Gerechtigkeit eingesetzt werden. „Der Starke ist am mächtigsten allein“ lernen wir als Kinder in der Schule. Aber aus diesem antisozialen Spruch kann man seine Folgerungen ziehen: Warum ist er am liebsten allein? Weil er so weder durch Bündnis, noch durch Vertrag, noch durch Gesetz geengt seinen Machttrieb ausleben kann.

Und dazu hat nun noch jeder Großstaat von Zeit zu Zeit sein paranoides System (vielleicht ist es identisch mit dem Prestige, sie befruchten sich wenigstens gegenseitig), ein Gemisch von Größenwahn und Verfolgungsideen, immer explosionsbereit. Und wenn nun eine Macht in diesen Wahn eingekapselt in irgendeinem Völkerbundsrat sitzt, was soll denn da für die Menschheit herauskommen.

Zwar sind im Privatleben die Kleinen und Schwachen schließlich Meister geworden und haben die Großen gezwungen, Rücksicht zu nehmen, d. h. Gesetze, Gerichte und Verträge anzuerkennen. Der kleine David hat Goliath besiegt. Wir stellen uns ja immer den Goliath als ungefügen, dummen Riesen und den David als überlegen und klug vor. Vielleicht gelingt es so im Laufe der Zeit, auch ins zwischenstaatliche Leben etwas Ordnung zu bringen. Aber noch schneller würde

es gehen, wenn man alle diese tönernen Nationalkolosse, die der Entwicklung im Wege liegen, in Kleinstaaten auseinandersprengen und das nationale Prestige in Staub zerjagen könnte. Dann wäre das Bedürfnis nach einem großen Staatenbund plötzlich da. Aber das ist ein Ideal und, wie Ideale sind, leider unerreichbar.

## DIE VEREINE

Die Vereine sind gegenwärtig die bequemste und beliebteste Gelegenheit, um seine atavistischen Instinkte und Anwendungen etwas auszuleben. Es gibt wenigstens Vereine, bei denen dies so ziemlich der Hauptzweck ist. Diese benehmen sich möglichst ungesellig nach außen und sind bekannt unter dem Namen „gesellige Vereine“.

Früher und auch heute noch etwa auf dem Lande oder bei kulturell rückständigen Leuten sind die Vereine nicht notwendig. Man macht dort nicht so viel Umstände, und wenn es einem etwas unanständig und flegelhaft zumute ist, so tut man seinem Herzen keinen Zwang an. Aber die Gelegenheiten dazu sind doch gar zu regellos und ungeordnet und barbarisch ursprünglich. Wir Bewohner der modernen Staaten und Städte fühlen doch das Bedürfnis nach einer gewissen Gesetzmäßigkeit und darum haben wir Vereine mit Statuten, Komitees, Versammlungen und Beschlüssen eingeführt. Dies sieht doch viel besser und hochstehender aus.

Als einzelner ist ja natürlich jeder von uns ein braver, würdiger, verträglicher Mann und hütet sich wohl coram publico zu stehlen, zu lügen, sich zu besaufen oder sich sonstwie auszutoben. Das könnte er schon vor seinem persönlichen Ehrenmanns-Gewissen niemals verantworten. Und zweitens sind wir ja als einzelne nie ganz sicher, ob wir ganz von Gleichgesinnten umgeben sind. Und wenn dies nicht der Fall wäre, dann könnte uns ja das Fell bei Gelegenheit moralisch oder sogar körperlich tüchtig vergerbt werden.

Aber kaum fühlen wir uns als Glied eines Vereins, eines Verbandes, einer Partei, kaum fühlen wir die Vereinsfreundschaft in unsern Muskeln, die Vereinsehre in unserm Rückgrat und den Alkohol des Vereinsgeistes in unserm Gehirn, dann

werden wir mutig. Jetzt sind wir inmitten Gleichgesinnter, und Hand in Hand wagen wir nun ganz selbstverständlich den kleinen Sprung über das Mäuerchen der guten Sitte. Da beginnen die Bescheidenen zu prahlen und die Nüchternen sich zu betrinken und die Weisen Banalitäten zu schwatzen und die Friedfertigen sich mit Outsidern, die anscheinend schwächer sind als sie, zu raufen. Brave, staatserhaltende, konservative Bauernburschen demolieren mit Lust etwa herumstehende Gartenbänke, Hecken und Häuschen und fallen mit Wonne in Rudeln über einsame Wanderer her oder brechen in Häuser ein und fordern eine Mostkontribution. Und brave Bürger, die stramm antibolschewistisch und ordnungsliebend sind und abends punkt zehn Uhr im Bett liegen, schlagen Nachtlärm, beschimpfen die Polizei und lassen Ehrenweinflaschen, Zigarren und Straßenlaternen mitlaufen und öffnen groß den sorgsam angesammelten Zotenschatz. Und andere brave Familienväter vergessen auf der Vereinsreise ganz, dass sie eigentlich glücklich verheiratet sind.

Kurz: der Verein löst wundervoll und in einem Augenblick alle Hemmungen, die Erziehung und Entwicklung und Gesetz in langen Jahren in uns aufgerichtet. Und zwar tut er dies in äußerst angenehmer Weise. Er ist viel zuvorkommender als der Alkohol. Denn nach einem Rausch meldet sich doch gewöhnlich das schlechte Gewissen im Katzenjammer. Der Verein aber entlastet die sämtlichen einzelnen Gewissen. Keiner braucht sich am andern Morgen Vorwürfe zu machen oder sich zu schämen wegen des Geschehenen. Nicht wir haben skandalisiert und vandaliert, sondern das war der Verein. Dieser unsichtbare große Herr, diese juristische Person trägt alle Verantwortung, nimmt alles auf sich, entschuldigt alles, bezahlt den Schaden, steckt die Anklagen und Urteile der übrigen Menschheit ein und blüht nachher nicht weniger als zuvor, und seine Mitglieder tragen den Schild des Ehrenmannes nur immer unbefleckt.

Ist er also nicht eine vollkommene Einrichtung? Eine kleine Freistatt vor dem Gesetze, ein Raum für kleine Entladungen, die hier für jeden einzelnen ganz ungefährlich sind. Man riskiert höchstens eine Polizeibuße, auf die man nachher noch



stolz sein kann. Unsere Frauen haben es da, wie so vielerorts, viel unbequemer. Sie können sich höchstens etwa in befriedigungslosen Schwärmereien für Napoleone und Kinodetektive etwas ausleben. Aber das ist ja natürlich bloß ein Surrogat.

Und doch gibt es übelwollende Leute, die das Schimpfwort Vereinsmeierei geprägt haben und die geselligen Vereine beschränken möchten. Aber da müssten sie ja zuerst Gleichgesinntheit durch ein Gesetz verbieten, denn die Voraussetzung eines jeden Vereins ist doch eine Anzahl mehr oder weniger gleichgesinnter Leute. Und um Gleichgesinntheit zu verbieten, bedarf es bei der Abstimmung auch wieder einer Mehrheit Gleichgesinnter.

Sie könnten also ruhig seine Daseinsberechtigung als Entlastungsventil für halbzivilisierte Affektspannungen anerkennen. Allerdings wäre es ja würdiger, Affektspannungen ohne diese kindischen Ausschläge zu entladen. Aber sind wir vielleicht doch noch nicht so zivilisiert, wie Spengler glaubt?

#### DAR RECHT AUF UNGEBILDETSEIN

Das ist ein Recht, das immer mehr in Vergessenheit gerät. Es gibt immer weniger Leute, die sich seiner erinnern und es noch mutig und fröhlich für sich in Anspruch nehmen. Da sind zum Beispiel noch die Rechtgläubigen in Kirche, Politik und Naturwissenschaft. Ihnen ist die einzig wahre, unverrückbare Weltanschauung so fest in die Wiege gelegt worden, dass sie nichts mehr nötig haben zum seligen Leben und Sterben. Aber auch noch einige Studentenvereine scheinen auf dies Recht zu pochen und sich selbst genug zu sein. Aber es gibt eben auch gar zu viele Fachvorlesungen und Stammtische, so dass man mit seinen Interessen haushälterisch umgehen muss.

Aber fast alle übrigen bessern Leute, auch wenn es ihnen eigentlich gar nicht so drum ist, bringen nicht mehr den Mut zur Unbildung auf. Besonders die Reichen. Plagt sie etwa das Gewissen wegen ihrer allzu wanstigen Geldsäcke? Oder juckt sie mehr die Eitelkeit, dieses Salz der Erde? In jedem Fall bringen sie dies alte Recht zum Opfer dar und, nachdem sie reich geworden, fühlen sie die Pflicht der Bildung. Und so

kaufen sie Bücher, gehen in die Abonnementskonzerte, sitzen in den Hörsälen, in der Theatergemeinde, machen Schenkungen an die Museen und nehmen vor allem Klavierstunden. Also Mammon und die Musen: eine Art Töchterpensionat oder gar eine Art Harem. Das hat leider auch seine Nachteile. Denn vielen wäre es eigentlich wohler ohne Bildung, aber seit wir vom Baume des Liberalismus gegessen, schämen wir uns ohne das löcherige Feigenblatt des Vielwissens. Und so entstehen die unaufgeschnittenen Bücher, das Gähnen in den Konzertsälen, der Flirt in den Vorlesungen. Wenn doch gewisse Leute nur den Mut aufbrächten, statt ins Museum kurzweg und fröhlich in den nächsten Biergarten zu gehen oder statt ins Theater zum Jass.

Das ist zwar noch der kleinere Nachteil, das ist nur ein persönliches Missgeschick. Aber seit das 19. Jahrhundert den Himmel abgeschafft und den Lohn auf Erden eingeführt hat, will jeder folgerichtig auch hier seinen Lohn empfangen. Und dieser besteht vor allem darin, dass man sich der Pflicht zur Kritiklosigkeit einfach entbindet. Denn Nicht-Kritisieren wird ja allgemein als Dummheit eingeschätzt, und gerade die Dummheit will man ja überwinden. Und dies gelingt ihnen um so besser, als das Urteilen desto leichter ist, je weniger man von einer Sache versteht. Und da den Leuten, die nun so in die Bildung hineinschwatzen, immer noch die Gepflogenheiten der Schneiderateliers und Friseure anhaften, so gibt es nun auch hier Mode-Ideen, Modekunst, Modebücher. Und wenn eine Idee Mode wird, ist es leider fast immer ein Zeichen, dass sie falsch verstanden oder dann nichts wert ist. Aber wenn sie auch richtig verstanden und gut ist, so wird sie in der nächsten Generation mit Verachtung bestraft, nur weil sie heute sich von der Mode zu Tode jagen ließ.

Daneben gibt es aber noch anspruchsvollere „Gebildete“, welche sogar den Geruch heiliger Mäcenasse an sich tragen wollen. Sie kreisen so lange und immer enger um eine Kunst oder Wissenschaft, bis sie schließlich plötzlich und wie durch ein Wunder selbst im Mittelpunkte stehen. Und dann lassen sie die andern um sich kreisen. Und wenn sie genügend Sonnen-gold ausstrahlen, dann finden sie für dieses ihr persönliches

Planetensystem schon etwa einige abgelegte Sterne, die der Herrgott ohne Pension entlassen hat.

Trotz allem scheint aber diese Hochschätzung der Bildung eine sehr weise Einrichtung der Natur. Denn der dadurch verursachte Gold- und Billettregen auf Kunst und Wissenschaft ist äußerst erwünscht. Nur fällt doch auch gar zu viel unter das Unkraut. Am besten wäre es eigentlich, wenn sich jeder nach Wunsch für eine tüchtige Summe Geldes und für das Versprechen der Kritikenthaltung von der Bildung loskaufen könnte.

Es gibt allerdings noch viele Leute, die auf das Recht zum Ungebildetsein aus andern Gründen verzichten. Zum Beispiel soll manchmal Häßlichkeit oder sonstiges gesellschaftliches Ungenügen mit Bildung vertüncht werden. Besonders junge Mädchen, die nicht gerade hübsch sind, scheinen dieser Gefahr ausgesetzt. Und dann beginnt man zu studieren, keine Vorlesung zu verfehlen, alles Außerwissenschaftliche zu verachten, seine Jugend zu verpassen, und schließlich gelangt man dann so weit, dass man gerade seine eigene Stümperhaftigkeit schmerzlich empfinden kann. Es bleibt einem dann nichts mehr übrig, als zu resignieren, wenn man wenigstens klug genug dazu ist. Oder dann muss man sich eben in den Größenwahn hineinflüchten und mit dem Bewusstsein des verkannten Genies den Jammer zudecken. Und wenn dann die andern diese Größe nicht anerkennen, dann haben wir ja Gelegenheit, uns auch Verfolgungsideen anzuerziehen.

Es wäre vielleicht also doch gut, wenn die sogenannte Bildung etwas weniger erstrebt würde. Es wäre sowohl für uns wie für die Bildung besser. Oder sagen wir lieber: Kunst, Wissenschaft und alle diese Bildungsgegenstände sollten weniger von der breiten Öffentlichkeit, aber dafür von denjenigen, welche berufen sind, tiefer geschätzt werden.

STANS

JAKOB WYRSCH

